

Eigentlich fühle ich mich hier wohl.



Eigentlich fühle ich mich hier wohl.

ALLTAGSRASSISMUS IN POTSDAM

2 IMPRESSUM

Herausgeberin



Opferperspektive e.V.
Rudolf-Breitscheid-Straße 164
14482 Potsdam
Telefon: +49 331 8170000
Telefax: +49 331 8170001
Email: info@opferperspektive.de
Internet: www.opferperspektive.de

Vertretungsberechtigter Vorstand:
Marcus Reinert, Stephan Martin, Begoña Petuya

Registergericht: Amtsgericht Potsdam,
Registernummer VR 2045

Redaktion: Tobias Pieper
Lektorat: Vanessa Lux
Fotos: Stefan Gloede
Gestaltung: Sabine Steinhof
Druck: Hinkelstein Druck

Die Herausgabe wurde gefördert durch die
Landeshauptstadt Potsdam.

Für den Inhalt dieser Broschüre ist die
Opferperspektive e.V. verantwortlich.

Copyright: <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/>

5 Vorwort

Interviews

- 6** »Deutschland ist ein schönes Land – bis auf das«
- 7** »Jeden Tag sagt jemand Scheiß-Neger zu mir«
- 8** »Die Weißen unternehmen nichts gegen ihre Leute«
- 9** »Die Deutschen wollen keine Afrikaner haben«
- 10** »Man wird ständig angeglotzt«
- 12** »Wann fährst Du wieder nach Hause?«
- 13** »Man muss sich immer rechtfertigen«

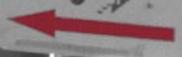
15 Rassismus im Alltag

17 Integrationsbestrebungen der Stadt Potsdam

22 Adressen von Kontakt- und Beratungsstellen

sser-Linie

Kundenzentrum



NACH
OBEN!

IRONMAN
2015

INTERNATIONAL
GILL RAMSEY &
DIE BIGBAND DER DEUTSCHEN OPER BERLIN

Sonntag, 12. September 2015



Back to the Roots mit The Roots und Duke Ellington
Sonny Rollins, Herbie Hancock &...

»Viele Ausländer, die in unserem Land leben, grenzen sich durch ihr Verhalten und ihr Auftreten selbst aus.« **Zustimmung: 86 %** (Studie der Antidiskriminierungsstelle des Bundes)

VORWORT

5

Im Herbst 2007 wandte sich eine Frau an uns, den Verein Opferperspektive. Sie war auf ihrem Nachhauseweg in Potsdam mit dem Tod bedroht worden und suchte Hilfe. In den sich anschließenden Gesprächen wurde deutlich, dass diese Bedrohung nur die Spitze eines Eisberges darstellt. Die Frau, die aus einem afrikanischen Land nach Deutschland geflohen ist, berichtete uns von zahlreichen Erlebnissen, die sie als herabwürdigend und beleidigend empfand. Einmal hatten ihr Jugendliche am Hauptbahnhof demonstrativ eine Banane entgegengehalten. Obwohl kein Wort gesprochen wurde, wusste sie sofort, was die weißen Männer ihr mitteilen wollten. Umstehende, die die Szene beobachtet haben, werden dies ebenfalls sofort verstanden haben.

Sie ist eine von sieben PotsdamerInnen, die auf den folgenden Seiten berichten, wie sie im Alltag von Mitmenschen beleidigt, herabgewürdigt und nicht für voll genommen werden. Die Gründe: weil sie keine weiße Hautfarbe oder deutsche Herkunft haben, weil sie eine zweite Sprache sprechen oder muslimischen Glaubens sind. Ihre Erfahrungen ergeben ein Bild, das dem der offenen und vielfältigen Stadt, als die sich Potsdam vorstellt, nicht entspricht.

Diese Berichte sind exemplarisch. Das bedeutet nicht, dass sie Ausnahmen darstellen, wie zwei Untersuchungen, die in diesem Jahr erschienen sind, zeigen. Bei der ersten europaweiten Erhebung von Diskriminierungserfahrungen der Europäischen Agentur für Grundrechte¹ gab etwa die Hälfte der in Deutschland befragten MigrantInnen an, dass sie im vergangenen Jahr persönlich von Rassis-

mus betroffen waren. Eine Untersuchung im Auftrag der Antidiskriminierungsstelle des Bundes² förderte »in nahezu allen Milieus starke, emotional getragene Vorbehalte gegenüber Ausländern und Migranten zutage«, die bis zum »blanken Hass gegenüber den Menschen anderer ethnischer Herkunft« reichten.

Die meisten Menschen, mit denen wir für diese Broschüre sprachen, sehen sich als PotsdamerInnen und leben gern hier – eigentlich. Sie sind es, die am eigenen Leib erfahren, was Rassismus bedeutet und wie allgegenwärtig Diskriminierung ist. Wir wünschen uns, dass ihre Perspektiven helfen, den Blick dafür zu schärfen, wie weit entfernt die Vision einer offenen Stadtgesellschaft noch von der Potsdamer Wirklichkeit ist. Wir hoffen, dass dies jenen, die sich für dieses Ziel einsetzen, Argumente an die Hand gibt und eine Hilfe für ihre Interventionen und Maßnahmen ist.

Die Aufmerksamkeit und Einigkeit gegenüber Neonazis und Rechtsextremen, die von der Stadtverwaltung, Parteien, Verbänden, Migrantenvertretungen und der Antifa gezeigt werden, sind nicht in dieser Form vorhanden, wenn es um Diskriminierung geht. Das hat auch damit zu tun, dass Rassismus und Ausgrenzung, wie die Studie der Antidiskriminierungsstelle eindrucksvoll belegt, keineswegs geächtet sind, sondern von der »bürgerlichen Mitte« der Gesellschaft ausgehen.

Wir danken allen GesprächspartnerInnen für ihre Mitwirkung und der Landeshauptstadt Potsdam für die finanzielle Unterstützung.

Opferperspektive e.V.

(1) European Union Agency for Fundamental Rights: EU-MIDIS at a glance. Introduction to the FRA's EU-wide discrimination survey. Wien 2009

(2) Antidiskriminierungsstelle des Bundes: Forschungsprojekt Diskriminierung im Alltag - Wahrnehmung von Diskriminierung und Antidiskriminierungspolitik in unserer Gesellschaft. Band 4. Baden-Baden 2009. Die in dieser Broschüre veröffentlichten Umfragezahlen sind dieser Studie entnommen.

»Wer sich in Deutschland nicht anpassen kann, sollte das Land wieder verlassen.«

Zustimmung: 84 % (Studie der Antidiskriminierungsstelle des Bundes)

6

*»Deutschland ist ein schönes Land – bis auf das«**

Vor 25 Jahren kam Herr C. zum Studium aus Pakistan nach Deutschland. Dass er sich dauerhaft niederlassen und die deutsche Staatsbürgerschaft annehmen würde, hatte er sich damals nicht vorgestellt. Seit Anfang der 1990er Jahre lebt der Dolmetscher mit seiner Frau und zwei Kindern in einem Einfamilienhaus in einem Vorort von Potsdam. Nun will die Familie nach Pakistan auswandern – für die Kinder ein fremdes Land.

Besonders schlimm ist es für meine Kinder. Vor allem der zweite Sohn hat viel Ärger hier gehabt. Er hat gelockte Haare. Die anderen Kinder sagen dann sofort »Du Neger«. Das kann er gar nicht leiden. Es wird nur auf die Hautfarbe geguckt, ob er Deutscher ist, spielt gar keine Rolle. Er hat gelockte Haare und eine andere Hautfarbe, und dann kommt so was. Der Große hatte auch solche Probleme. Jetzt geht er gar nicht mehr raus. Er hat Angst, weil er immer angemacht wurde. Und dann frisst man das in sich hinein, und so ist er dick geworden. Und das ist dann noch ein Nachteil. Und die Lehrer! Heutzutage will ja niemand Ärger haben. Die Lehrer wissen, dass es solche Leute gibt, dass die Ärger machen oder dass die Familie rassistisch ist, aber sie greifen trotzdem nicht ein. Und wenn man sie fragt, dann sagen sie: »Ja, ja, ich wollte ja, aber ...« Wir wollen wegziehen von hier; nach Pakistan, dort ist es nicht so. Ich sage es ganz ehrlich, ich finde Deutschland gut, bis auf das. Ein ganz schönes Land. Aber das ist viel zu viel. Und das ist nur wegen der Hautfarbe, das ärgert mich. Da ist man machtlos, das ist das Problem. In Pakistan gibt es auch Konflikte, mit den Muslimen oder mit anderen, aber hier ist das ausschließlich wegen der Hautfarbe. Du kannst machen, was du willst. Ich versuche ihnen ja auch zu erklären: »Nein, ich habe dir nicht deinen Job weggenommen«,

aber sie verstehen das nicht. Die Kinder müssen darunter leiden und dann sage ich, nein, das haut nicht hin. Auch der Mann hier nebenan. Die Kinder streiten sich, und dann heißt es: »Du bist Ausländer, du bist scheiße«. Da wird nicht gefragt. Und wenn unser Kind etwas sagt, dann beschweren sie sich sofort.

Ich will die Kinder nicht zwingen, mit nach Pakistan zu kommen, denn dort gibt es ja auch eine ganz andere Sprache. Und sie kennen ja gar nichts anderes als Potsdam. Meine Verwandten kennen die auch nicht so gut. Hier sind sie zu Hause und ich möchte ihnen nicht ihr Zuhause wegnehmen. Aber für mich ist es nicht so. Innerlich kann ich das nicht akzeptieren: Ich bin hier ein Fremder und bleibe auch einer. Es ist egal, ob ich einen deutschen Pass habe, das spielt gar keine Rolle. Manche wollen keine Deutschen werden, aber die Deutschen lassen auch nicht zu, dass sich die Ausländer hier integrieren. Die Kinder können nur Deutsch, die haben gar nichts Pakistanisches, nur meinen Namen. Wenn die Leute dann sagen, das sind ausländische Kinder, das verstehe ich nicht.

* Um die Authentizität der Schilderungen zu erhalten, wurden die folgenden Interviews nur leicht redaktionell bearbeitet.

»Menschen mit schwarzer Hautfarbe passen nicht nach Deutschland.«

Zustimmung: 26 % (Studie der Antidiskriminierungsstelle des Bundes)

»Jeden Tag sagt Jemand Scheiß-Neger zu mir«

7

Frau W. floh mit ihrem Sohn aus Togo. Aufgrund ihrer politischen Aktivitäten gegen die nordafrikanische Diktatur wurde sie als Flüchtling nach der Genfer Flüchtlingskonvention anerkannt. Seit fünf Jahren lebt sie in Potsdam. Mit ihren zwei Kindern wohnt die Alleinerziehende in einer kleinen Wohnung am Schlaatz, einem der drei Stadtteile Potsdams. Frau W. engagiert sich in einer christlichen Gemeinde.

Jeden Tag, wenn man nach draußen auf die Straße geht, muss man etwas Schlimmes über Ausländer oder Schwarze hören. Manchmal, wenn die Jungen mit dem Auto vorbeikommen, dann hupen sie und sagen »Scheiß-Afrikaner«. Omas oder Opas fragen manchmal: »Warum bist du nach Deutschland gekommen und hast hier so viele Kinder gemacht?« Ich antworte dann nicht, weil ich nicht weiß, wo diese Leute wohnen. Wenn ich nach Hause gehe, könnte es passieren, dass es ein Nazi war und er mich dann in den Rücken schlägt, und ich könnte sofort tot oder verletzt sein. Deshalb antworte ich nicht. Ich gucke nur. In der Straßenbahn und beim Einkaufen passiert es jeden Tag, dass Leute sagen: »Du bist Scheiße« oder »Neger«. Alte Leute sagen das nur leise, junge Leute sind aggressiver.

Ich kenne eine Oma am Schlaatz, die sagt immer: »Deutschland bezahlt für alle diese Kinder, die Ausländer kommen nur hier hin, um Kinder zu machen und um damit Geld zu verdienen.« Bei ihr lache ich nur. Und wenn ich dann lache, wird sie noch böser auf mich und sagt dann noch mehr. An einem Tag, als sie so etwas gesagt hat, hat ein deutscher Mann sie gefragt, ob das ihre Meinung zu Kindern sei: »Warum sagen Sie, sie kommen nur und die Deutschen würden dafür bezahlen? Deutschland braucht Kinder. Diese Kinder sind nicht nur schwarze Kinder, sondern auch in Deutschland geboren und es ist ihr Recht, Kinder zu bekommen.« Sie hat dann »Ja, ja, ja« gesagt,

und er hat böse geguckt. Da, wo ich vorher in Potsdam gewohnt habe, gab es einen Opa, der saß immer in der Wohnung bei offenem Fenster und hat auf die Straße geguckt. Wenn er uns gesehen hat, ist er raus gekommen und hat dann Geräusche wie ein Affe gemacht. Wenn er das gemacht hat, hat er auch gefragt, ob meine Kinder einen Schwanz haben. Ich habe ihn dann gefragt, warum er so was sagt. Er hat dann gesagt, er will doch nur gucken, weil die Schwarzen wie Affen sind. Ich habe dann gesagt: »Du bist doof, Opa«, und er hat gesagt, »Entschuldigung, das war keine böse Frage, das war nur ein Spaß.«

Ich habe eine vietnamesische Nachbarin, die sich mit allen im Haus gut versteht. Aber wenn ich Hallo zu den anderen sage, dann antwortet mir niemand. Warum? Weil ich schwarz bin? Ich weiß es nicht. Ich habe keinen Platz in Deutschland. Es gibt andere, die sind weiß, aber nicht aus Deutschland und die verstehen sich gut mit den Leuten. Aber ich bin nicht aus Deutschland, ich komme aus Afrika und habe eine andere Farbe. Vielleicht ist meine Farbe eine Scheiß-Farbe oder meine Farbe ist nicht gut zu sehen? Ich weiß nicht, wie es für andere ist. In dem ganzen Haus gibt es nur zwei Familien, die gut zu mir sind. Da kann ich auch Guten Morgen sagen.

Wenn sie sagen, Deutschland ist das Vaterland nur für Deutsche, dann denken sie nicht richtig nach. Denn dann würden auch alle anderen Länder sagen, die Deutschen müssen nach Hause

gehen. Ich würde gerne noch sagen, dass wir alle Menschen sind und alle das gleiche Blut haben. Wir müssen versuchen zu denken, dass alle Men-

schen in der Welt gleich sind und auch die gleichen Rechte haben. Mann muss auch überall hingehen können, denn die Welt ist für alle Menschen.

8

»Ich habe Angst, wenn mir dunkelhäutige Männer auf der Straße begegnen.«

Zustimmung: 24 % (Studie der Antidiskriminierungsstelle des Bundes)

»Die Weißen unternehmen nichts gegen ihre Leute«

Herr D. wohnt in einem Zimmer in einem Flüchtlingsheim. Es liegt am Stadtrand in der Nähe einer Kläranlage.* Das Gelände ist ruhig, BesucherInnen mögen die Lage am Waldrand fast idyllisch empfinden. Ohne ein Auto ist es aber schwer, hier her zu kommen. Seit mehr als fünf Jahren wohnt Herr D. hier. Er kam als politischer Flüchtling aus Nigeria nach Deutschland. Wie den meisten Flüchtlingen wurde ihm die Anerkennung verweigert. Herr D. wird lediglich geduldet und muss jederzeit mit seiner Abschiebung rechnen. Er spricht hervorragend Deutsch und ist in einer christlichen Gemeinde aktiv.

Ich hatte so gute Laune, ich kam gerade von der Chorprobe und wollte einfach in die Straßenbahn einsteigen und plötzlich kommt jemand und hält mich mit seinem Fahrrad auf und dann ist er auf mich los. Das hat mich überrascht. Ich habe ihn gefragt, was soll denn das? Aber anstatt sich zu entschuldigen oder mich zu ignorieren, hat er mich direkt ins Gesicht geschlagen. Das war über der Grenze. Es gab viele Leute in der Straßenbahn. Der Nazi hat am Ende gesagt: »Neger, dich kenne ich und wir werden sehen.« Und als er »Neger« gesagt hat, da habe ich ihn gefragt, und da waren alle anderen schon aufmerksam: »Was hast du gerade gesagt?« – »Neger!« Keiner hat reagiert, keiner hat gesagt: »Hey, warum sagst du so etwas?« Keiner!

Ich glaube, es hängt auch damit zusammen, dass es Leute gibt, die keine Ausländer hassen, die sich aber auch nicht für Ausländer einsetzen würden. Das heißt, sie unternehmen nichts gegen ihre Leute. Ich verstehe das, weil der Mann, der hinter mir stand und der, als dann die Polizei kam, zu mir gesagt hat, er würde für mich aussagen,

hatte auch alles beobachtet. Als die Polizei kam, fühlte er sich sicher. Er hat der Polizei gesagt: »Ich kann jetzt meine Aussage nicht machen, weil ich dringend weg muss, aber ich komme später und mache eine Aussage.« Der hat alles gehört. Vielleicht hat er auch Angst gehabt, dass er von dem Nazi erkannt wird und dann später auch angegriffen wird. Jetzt habe ich richtig Angst. Jedes Mal, wenn ich in die Straßenbahn einsteige, muss ich jetzt vorne und hinten die Leute, die um mich herum sind, angucken. Wenn ich mir nicht so sicher bin, bleibe ich lieber stehen, ich setze mich nicht hin. Vorher habe ich mir nie Gedanken gemacht. Ich bin einfach in die Straßenbahn eingestiegen. Aber jetzt muss ich immer gucken, wer sich um mich herum befindet. Ich gucke nach Leuten, die schon ein komisches Gesicht machen, wenn du rein kommst.

Beleidigt wurde ich in Potsdam schon oft: »Hey Schwarzer!«, »Neger!«, oder so. Aber wenn man mich nicht angreift, dann ist das kein Problem. Ich gehe einfach weiter, ich schaue nur. Das nehme ich nicht ernst, weil ich kann nicht jeden anzeigen,

der zu mir »Neger« sagt. Es passiert vielleicht einmal im Monat. Wenn mich jemand beleidigt, reagiert eigentlich nie jemand anderes. Ich war einmal in einer Telefonzelle – damals hatte ich kein Mobiltelefon – und war dort vielleicht 15 oder 20 Minuten drin. Und als ich rauskam, stand dort jemand, der gewartet hat, dass er rein gehen kann. Ich weiß nicht genau, vielleicht war er ja unter Zeitdruck, aber er hat dann gesagt: »Warum bist du so lange drin geblieben?« Ich habe ihn gefragt, was das denn soll, es ist ja mein Geld. »Affe!« hat er erwidert. »Kannst du das wiederholen?«, habe ich dann gefragt. An diesem Tag war ich sehr gereizt und bereit, alles zu machen. So fühle ich mich manchmal. Wenn sie viele sind, dann hat man Angst, aber nicht, wenn sie alleine sind, dann habe ich keine Angst. Da hat er Angst bekommen. Aber wenn sie zehn gewesen wären, dann hätte er

sicher gesagt: »Hey Affe, was willst du hier? Geh zurück nach Hause.«

Beleidigungen sind auch nicht so einfach hinzunehmen. Es ist anstrengend und auch kein schönes Gefühl, wenn man jeden Tag beleidigt wird. Ich glaube, dass die Ausländer und besonders die Schwarzen begriffen haben, dass sie, selbst wenn sie etwas dagegen machen, nichts tun können. Viele von ihnen, auch ich, leben einfach mit dieser Situation. Manchmal drehen wir einfach den Kopf nicht um und schauen nicht hin. Wenn du hinschaust, dann kann es explodieren. Aber wenn sie »Neger« sagen und man sagt nichts, dann hören sie auf. Man muss die ganze Zeit daran denken, aber wenn man die ganze Zeit nichts dagegen tun kann, dann muss man damit leben. Es ist kein gutes Gefühl, aber man muss damit leben.

* Inzwischen befindet sich das Potsdamer Flüchtlingswohnheim nicht mehr weit außerhalb der Stadt in der Nähe der Kläranlage Nord, sondern im Stadtteil Schlaatz.

»Ich glaube nicht an die Integration von Ausländern, denn wir verstehen ihre Welt nicht und sie verstehen unsere nicht.« Zustimmung: 55 % (Studie der Antidiskriminierungsstelle des Bundes)

»Die Deutschen wollen keine Afrikaner haben«

Der etwa 50-jährige Sozialarbeiter Herr B. arbeitet in einer Beratungsstelle für deutsche SpätaussiedlerInnen und jüdische ZuwanderInnen aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion. Herr B. ist selbst Russlanddeutscher und lebt seit Anfang der 1990er Jahre in Potsdam. Seine Tochter ist hier zur Schule gegangen und studiert inzwischen.

Ich erlebe es, wenn ich russisch spreche, dass die Einheimischen mich so komisch angucken und fragen: »Warum sprichst du russisch?« Erst vorherige Woche habe ich ein Gespräch mit einer einheimischen Frau gehabt, die hat mir gesagt, wir seien hier nicht in Russland. Da habe ich mich beleidigt gefühlt. Ich habe ihr gesagt, dass ich einen deutschen Pass habe. Wenn ich mit Akzent spreche, dann kann man nicht einfach sagen,

wir seien nicht in Russland. Ich habe sie gefragt, »Was haben Sie gegen Russland?« Darauf hat sie mir nicht geantwortet. So etwas passiert auf der Straße oder in der Straßenbahn. Wenn wir zum Beispiel in einem Warteraum sitzen, beim Arzt oder bei Behörden, und wir unterhalten uns auf Russisch, dann gucke ich ab und zu herum und spüre dann, dass die Einheimischen das nicht gerne hören wollen. Das sind nicht alle, die

Mehrheit ist schon freundlich, aber es sind schon immer welche dazwischen, die das nicht wollen. Es gibt auch Probleme in den Wohnungen. Ich habe viele Nachfragen von den Wohnungsverwaltungen gehabt, die haben mich angerufen: »Hier sind welche von ihren Landsleuten, die kochen etwas, das nicht gut riecht, die machen etwas mit Knoblauch.« Oder: »Die sprechen laut«, »Die Kinder laufen herum.« Das ist so, leider. Ich sage dann immer, das man da nichts machen kann, wir essen eben nach unserem Geschmack, da kann man nichts machen. Und wenn die Kinder laufen, da kann man doch auch nichts machen, denn sie müssen ja laufen. Das machen einheimische Kinder auch, aber da wird nicht so ein großes Problem gesehen. Und im Fernsehen, wenn die Deutschen ihr Essen zeigen, da ist immer Knoblauch dabei. Es gibt einfach Leute hier in Potsdam, die wollen

nicht gerne Ausländer hier haben. Die wollen nicht mit Ausländern sprechen und die wollen nicht mit den Ausländern zu tun haben. Ich spreche da aus Erfahrung. Ich suche ja für Leute eine Ausbildung oder Arbeit, und die Arbeitgeber, die wollen oft Ausländer nicht gerne haben. Ich hatte einen Fall, da musste ein Afrikaner zu einem Praktikum gehen. Der Arbeitgeber hat dann einfach gesagt: »Nein, Afrikaner will ich nicht haben.« So etwas ist der pure Rassismus. Es gibt keinen Unterschied zwischen den jüdischen Zuwanderern und den Spätaussiedlern, wir haben weiße Haut und die Einheimischen wissen nicht, dass wir alle Ausländer sind. Aber es gibt einen großen Unterschied zwischen weißen und schwarzen Ausländern. Wir sind einfach Ausländer, die Afrikaner aber sind Ausländer, die die Deutschen, wie soll man das sagen, die sie eben nicht gerne haben wollen.

»Nicht die Ausländer werden diskriminiert, sondern die Einheimischen.«

Zustimmung: 40 % (Studie der Antidiskriminierungsstelle des Bundes)

»Man wird ständig angeglotzt«

Frau T. wuchs in einer Kleinstadt bei Potsdam auf. Zum Studium zog sie in die Landeshauptstadt, wo sie seither lebt. Die Sozialpädagogin ist mit einem schwarzen Mann verheiratet, zusammen haben sie drei Kinder, die zweisprachig aufwachsen. Vor einigen Jahren konvertierte Frau T. zum Islam und trägt seitdem als Zeichen ihres Glaubens ein Kopftuch.

Verglichen mit anderen Städten in Brandenburg, wo ich mich mit Tuch alleine nicht hintrauen würde, ist Potsdam anders. Ich fühle mich hier eigentlich wohl und bin hier sehr eingebunden. Das macht es mir vielleicht auch einfacher als Menschen, die zuziehen und erst einmal niemanden kennen. Dass ich als »Türken-Schlampe« oder so beschimpft werde, das ist selten. Mir ist das im Ganzen vielleicht fünf, sechs Mal passiert, seitdem ich das Tuch trage. Was häufig passiert,

ist so eine Anmache. Manchmal ist es so, da werden nicht direkt die rassistischen Sprüche geklopft, aber man merkt diese Anmache ganz deutlich. Zum Beispiel wenn man in der Bahn sitzt und ständig angeguckt wird. Man weiß, man ist gemeint, aber man wird nicht direkt angesprochen, und das ist auch etwas Unangenehmes. Wenn man direkt angesprochen wird, kann man ja irgendwie reagieren. Aber wenn man eben nicht direkt angesprochen wird, dann ist da immer so

ein Unbehagen. Wenn es extrem wird, dann gehe ich schon mal hin und frage die Leute, ob sie speziell ein Problem mit mir haben, oder nur einen schlechten Tag, und ob ich ihnen irgendwie helfen kann? Also, wenn ich gut drauf bin.

Ich glaube nicht, dass ich schon verschroben bin. Häufig wird ja Afrikanern und auch Muslimen unterstellt, wir hätten so eine Opferhaltung und wir würden jede negative Kritik gleich als rassistische Anmache werten. Aber ich denke, dass ich schon einschätzen kann, warum mich jemand anmacht. An einer Haltestelle ist mir einmal passiert, das ist eigentlich noch krasser, dass sich zwei Opas in meinem Beisein über mich unterhalten haben. Die dachten, dass ich gar nichts verstehe. Der eine Opa sagte zum anderen: »Guck' dir die mal an, sicher hat die auch fünf Kinder zuhause.« Ich war gerade schwanger und hatte ein Kind dabei. »Die kommen her und wollen Kindergeld kassieren«, und solche Geschichten. Ich habe mir das eine Weile angehört, sie standen direkt hinter mir. Ich bin dann aufgestanden und habe gesagt: »Es erstaunt mich wirklich, dass Sie in diesem Alter ein so schlechtes Benehmen haben.« Dem einen war das so peinlich, dem fiel richtig die Farbe aus dem Gesicht. Der andere brummelte noch etwas, dann hörte das aber auch auf.

Ich mache häufig die Erfahrung, dass das schnell umschlägt, wenn ich mich in akzentfreiem Deutsch zur Wehr setze. Das habe ich ganz oft in Behörden, auch in Schulen erlebt, wo danach durchaus ein normales Gespräch möglich war. Ich gehe häufig mit Eltern mit Migrationshintergrund zur Begleitung in Schulen, wenn die nicht so gut Deutsch können oder einfach jemanden dabei haben wollen. Das war ja früher mein Arbeitsgebiet. Da begegnen einem wirklich häufig so Sachen wie: »Bildest du dir ein, dass du das auch bei euch machen kannst?« Damit ist ja immer gleich das Land oder der Kulturhintergrund gemeint. Manchmal kommen auch wirklich krasse Sachen: »Wenn du deine Hausaufgaben nicht machst, dann schicken wir dich zurück, dann kannst du

Rock und Kopftuch tragen, dann ist es vorbei mit Jeans.« Das hat ein PB-Lehrer* gesagt.

Bei unseren Kindern tut mir das besonders weh, weil die können dagegen ja nichts machen. Die werden eingeordnet aufgrund unserer Äußerlichkeit, klar, sie sind ja farbig, es fällt auf, dass sie nicht rein deutsch sind. Die Kinder erzählen mir manchmal Sachen, von denen ich völlig schockiert bin. Für sie ist das aber völlig normal, weil denen das einfach ständig passiert. Einem Kind zu sagen: »Geht doch wieder zurück, wo ihr hergekommen seid, wenn es dir hier nicht passt«, das geht einfach nicht. Ich denke, dass man grundsätzlich einem Migrantenkind nur Sachen sagen kann, die man einem deutschen Kind genauso sagen würde. Wenn man der Meinung ist, denen was sagen zu können, was man nie wagen würde, einem Deutschen zu sagen, dann ist das Rassismus. Das ist zumindest meine Meinung.

* Mit PB ist das Schulfach Politische Bildung gemeint.

»Ich finde, es geht zu weit, wenn man heute Begriffe wie ›Mohrenkopf‹ oder ›Negerkuss‹ nicht mehr verwenden soll.« **Zustimmung: 61 %** (Studie der Antidiskriminierungsstelle des Bundes)

12

»Wann fährst du wieder nach Hause?«

Herr Z. studiert Jura und Politikwissenschaften an der Universität Potsdam. Noch vor wenigen Jahren lebte der Kameruner in einer ehemaligen sowjetischen Militärbaracke in einem Waldgebiet im Süden Brandenburgs, in der Asylbewerber untergebracht wurden. Herr Z. gehörte zu einer Gruppe Flüchtlinge, die sich mit dieser Situation nicht abfinden wollten und sich in der Flüchtlingsinitiative Brandenburg zusammenschlossen. Um die schlechten Lebensverhältnisse zu thematisieren, haben sie Appelle veröffentlicht und Demonstrationen organisiert. Herr Z. wirkte an zwei Dokumentarfilmen mit. Seit einigen Jahren hat er einen gesicherten Aufenthaltsstatus.

Ich hatte meine allererste Vorlesung. Der Professor kam und hat sich vorgestellt. Wie es Tradition ist, wird am Anfang die Bibliografie, also die ganzen Bücher und Texte, vorgestellt, die wir lesen sollten. Als er die Autoren aufgelistet hat, kam ein Autor, der sehr bekannt ist, und sein Nachname war Mohr. Eine Studentin, die ganz hinten saß, fragte: »Wie bitte? Können Sie das bitte noch mal wiederholen?« Sie hatte den Namen nicht richtig verstanden. Und anstatt diesen zu wiederholen, sagte der Professor: »Mohr. Mohr, Sie wissen doch, wie der Neger, Mohr.« Alle haben ein bisschen gelacht, aber komischerweise haben alle verstanden, als er mit »Neger« erklärt hat, wie man Mohr schreibt. Ich war so überrascht, dass ich aufgehört habe, zu schreiben.

Ich war interessanterweise der einzige dunkelhäutige Student im 1. Semester. Es gibt in Jura im 1. Semester immer ein Seminar zur Rechtsgeschichte. Diese Vorlesung hat das Ziel, den Studierenden den Ursprung von Jura zu zeigen, also seit wann der Mensch gedacht hat, man könnte Regeln erstellen, und welche Prinzipien könnte man nehmen, um das Leben in der Gesellschaft zu reglementieren. Der Professor hat gesagt, dass wir, die Europäer, leider keinen Beweis haben, wie das Leben vor der Antike war. Um das zu recherchieren, müssen wir Juristen uns an

Anthropologen wenden. Die Anthropologen sind dann zu Bevölkerungen in der Welt gegangen, die noch keine Ahnung von Wissenschaft haben, um dort zu sehen und sich vorzustellen, wie das Leben früher war. Deshalb sind Anthropologen nach Afrika gefahren und haben dort Studien und Recherchen über die Bevölkerung gemacht. Durch die Strukturen, die sie analysiert haben, können wir uns heute vorstellen, wie auch wir vor ein paar Tausend Jahren waren. Ich fand das Konzept furchtbar. Weil ein Student, der so etwas lernt, wie soll er seinen Nachbarn, seinen Kommilitonen, der neben ihm sitzt und genau aus diesem Afrika kommt, wie soll er Respekt haben? Wie wird er mit ihm zusammen eine Hausarbeit schreiben, wenn er weiß: »Du bist so, wie ich vor Tausend Jahren war?«

Ich habe nur mit sehr wenigen Kommilitonen Kontakt gehabt. Also Leute, die, wenn ich sie sehe, Hallo sagen und die auch außerhalb der Vorlesung grüßen. Aber die ganzen anderen, die sehe ich nicht jeden Tag, aber wir arbeiten manchmal sogar in AGs zusammen, weil das müssen wir machen. Aber danach kennen wir uns nicht mehr. Ich habe sie manchmal begrüßt, aber sie haben überhaupt nicht geantwortet. Einige sind zu mir gekommen und haben gefragt: »Warum studierst du Jura?«, »Warum bist du nach Deutschland

gekommen?«, »Seit wann bist du da, wann fährst du wieder zurück?« Diese typischen Fragen. Blöd ist diese Frage »Warum Jura?« Es gab Leute aus Frankreich, aus Polen, ich hatte einen Kommilitonen aus der Ukraine, aber die wurden nie

gefragt, warum sie Jura studieren, und das in Deutschland. Aber ich habe ständig diese Fragen bekommen, warum studierst du überhaupt und warum dann Jura.

»Wir müssen aufpassen, dass wir nicht von einer Einwanderungswelle überrollt werden.«

Zustimmung: 75 % (Studie der Antidiskriminierungsstelle des Bundes)

»Man muss sich immer rechtfertigen«

M. studiert Jura an der Potsdamer Universität. Zuvor hat sie ein Psychologiestudium in Berlin und Italien abgeschlossen. Geboren ist sie in Korea. Als Säugling von einer deutschen Familie adoptiert, wuchs sie in einem Vorort von Berlin auf.

Bei einem Vorbereitungstreffen für ein Seminar in Jura musste jeder seinen Namen sagen und kurz erläutern, was man dort möchte. Der Prof hat dann erstens mein gutes Deutsch gelobt und sich zweitens gewundert, warum ich so einen wirklich pur deutschen Namen habe. Ich musste das dann vor versammelter Mannschaft erklären. Als das Seminar dann vorbei war, kam er noch mal auf mich zu und fragte mich, ob ich ein Buch kenne, das »Reise in die chinesische Vergangenheit« hieße. Ich hatte vorher schon erwähnt, dass sich, wenn überhaupt, meine Wurzeln in Korea befänden. Das war nicht grob beleidigend, aber für mich war das schon an der Grenze. Und als das Seminar dann richtig losging, kam er noch mal zu mir. Ich hatte eine Tasche umgehängt, die hatte ich von einer Freundin geschenkt bekommen, und auf dieser waren asiatische Schriftzeichen. Frevelhafterweise wusste ich noch nicht mal, wo die herkamen und was die zu bedeuten hatten. Er sprach mich jedenfalls darauf an, was die denn hießen, und da ich es nicht wusste, hat er gesagt: »Vielleicht bedeuten die ja: Ich bin doof.« Daraufhin habe ich gesagt: »Viel-

leicht heißen die auch: Wer das liebt, ist doof.« Es ist bei solchen Anfragen oder Kommentaren schwierig. Die sind ja nicht so offensichtlich diffamierend, das ist ja sehr subtil und ich kann ihn dann nicht darauf festnageln, dass er ein Rassist ist. Er würde mir dann wahrscheinlich entgegnen, dass er einfach nur Interesse an meiner Person hat. Das macht es schwierig, damit umzugehen. In einer solchen Situation fühlt man sich immer in einer Bringschuld, man muss erklären und sich rechtfertigen. Man muss Dinge erklären, die persönlich sind und die eigentlich nur die besten Freunde etwas angehen. Man muss seine Biografie offen legen, die keinen etwas angeht. Das macht ein ungutes Gefühl. Was auch so eine Sache ist, bei der man nicht weiß, ob das so gemeint ist, ist, wenn man in der S-Bahn nach Potsdam sitzt und die ist voll, aber es möchte sich partout niemand auf den freien Platz neben dich setzen. Dann kommt einem schon so ein Gedanke, dass das damit was zu tun haben könnte. Aber natürlich kann das auch übertrieben sein. Man ist auf seine eigene Wahrnehmung zurückgeworfen.



»Mit Türken möchte ich nicht in einem Haus wohnen.«

Zustimmung: 50 % (Studie der Antidiskriminierungsstelle des Bundes)

RASSISMUS IM ALLTAG

15

Die Berichte in diesem Band zeigen exemplarisch einen Alltag, der in der Regel kaum Beachtung findet: ein Leben, geprägt durch die Ablehnung der eigenen Person aufgrund von Hautfarbe, Herkunft oder Religion. Die damit verbundenen Abwertungen sind zum Teil unterschwellig und subtil. Sie wirken umso verletzend, weil das erlittene Unrecht oft von Dritten nicht wahrgenommen wird. Ein abschätziger Blick in der Straßbahn oder ein unfreundliches Wort an der Kinokasse können leicht übersehen werden.

Für die Betroffenen ist eine Reaktion schwierig. Einer offen rassistischen Beleidigung kann man sich laut erwehren, aber wie auf eine abwertende Geste reagieren? Die Polizei rufen und umständlich erklären, warum das nicht nett gemeint sein konnte? Viele Diskriminierungserfahrungen liegen unterhalb der Strafrelevanz. Mit einer Anzeige ist ihnen nur schwer beizukommen. Dabei wäre es wichtig, gegen diesen alltäglichen Rassismus zu jeder Zeit und an jedem Ort Stellung zu beziehen. Denn seine Wirkung entfaltet er vor allem dadurch, dass er im Leben der Betroffenen ständig präsent ist: durch feindselige Blicke und verächtliche Gesten, ein Murren zur Begrüßung oder ein leises Tuscheln oder Lachen. Solches Verhalten kann Ablehnung und Ausgrenzung signalisieren. Es bedient sich gängiger Vorurteile, zum Beispiel, wenn Menschen, die für MigrantInnen gehalten werden, in schlechtem Deutsch angesprochen werden. Wer damit ständig konfrontiert ist, wird sensibel für die subtilen Mechanismen der Ausgrenzung. Lässt man sich auf die Perspektive der Betroffenen ein, wird die Zielsetzung dieser kleinen Gesten deutlich.

Alltagsrassistische Äußerungen fallen aber oft auch laut, im öffentlichen Raum, wo sie gehört werden sollen. Wie der oder die ErzählerIn eines Polen- oder Blondinen-Witzes baut man auf die Lacher und die non-verbale Zustimmung der Umstehenden. Da auf bekannte Stereotype zurückgegriffen wird, wissen alle, was gemeint ist. Als passiv Zuhörende wird man eingeschlossen in die mächtige Mehrheit. Schweigen bedeutet in einer solchen Situation immer Zustimmung – sowohl aus der Perspektive der Betroffenen als auch aus der Perspektive derjenigen, die sich durch dieses Verhalten über Andere stellen wollen. Alltagsrassismus offenbart sich in vielen Formen. Allen gemein ist, dass sie sich auf ein rassistisches Weltbild zurückführen lassen. Sie kennzeichnen das Gegenüber als »Fremden« und grenzen es aus.

Dass Menschen mit dunkler Hautfarbe mit Affen gleichgesetzt werden, indem ihnen Bananen hingehalten oder sie durch Affengeräusche gekränkt werden, geschieht immer wieder. Die Zielrichtung ist eindeutig: Ihnen soll gezeigt werden, dass man sie für unzivilisiert und dumm hält.

Häufig ist der Kontakt zwischen Deutschen und (vermeintlichen) Zuwanderern durch Bilder geprägt, die rassistisch aufgeladen sind. Das Gegenüber wird aufgrund der Hautfarbe oder Religion einer bestimmten Gruppe zugeordnet. Diese Zuordnung ruft Bilder hervor, die das weitere Handeln mitbestimmen. Umstände, die gesellschaftlich normal sind, werden verdächtig. Ein »Ausländer«, der ein teures Auto fährt, wird zum »Kriminellen«. Kindergeschrei und unbekannter Duft aus der Küche der Nachbarin werden zur »fremden

16 Kultur«. Niemand ist frei von diesen Bildern. Sie wirken respektlos und verletzend, auch wenn sie »nicht so gemeint« sind.

Die Zuschreibung negativer Eigenschaften anhand der Herkunft, des Äußeren oder der Religion konstruiert eine normale Mehrheit – »Wir Deutsche« – und eine Minderheit, die nicht dazu gehört. Diese Konstruktion führt zu handfester Diskriminierung. Wer einen ausländisch klingenden Namen trägt, bekommt in bestimmten Stadtteilen nur schwer eine Wohnung. Wer für einen »Türken« gehalten wird, dem kann es passieren, dass er nicht in Diskotheken eingelassen oder in einem Geschäft nur widerwillig bedient wird.

Rassistische Einstellungen bestimmen mit, wie die Leistung von SchülerInnen bewertet wird. Sie bestimmen mit, ob Jugendliche einen Ausbildungsplatz erhalten und welche Arbeitsstelle jemand bekommt. Dass bestimmte Arbeiten überwiegend MigrantInnen machen, liegt vor allem daran, dass sie oftmals keine andere Arbeit finden. Rassismus hat Einfluss darauf, wo man in der Gesellschaft steht.

Dass so viele Menschen angesichts der Verarmung und Arbeitslosigkeit auf rechte Demagogen hereinfallen, die behaupten, »Ausländer nehmen den Deutschen die Arbeit weg!«, ist gefährlich. Dass diese Parolen in der Mitte der Gesellschaft verfangen, ist eine Folge dessen, dass die Einteilung und Bewertung von Menschen nach Herkunft, Hautfarbe oder Religion »normal« erscheint und breit akzeptiert wird. Davon sind demokratische PolitikerInnen und JournalistInnen nicht ausgenommen.

INTEGRATIONSBESTREBUNGEN DER STADT POTSDAM

17

Potsdam versteht sich als offene und multikulturelle Stadt. Dieser Konsens eint Stadtverwaltung, Politik, Verbände, Initiativen und Organisationen. Als eine der ersten Städte in Brandenburg hat Potsdam begonnen, eine interkulturelle Öffnung der Stadtverwaltung in Angriff zu nehmen. Damit nimmt die Landeshauptstadt, wie schon beim Umgang mit Rechtsextremismus, in Brandenburg eine Vorbildfunktion ein.

Seit Jahren setzen sich der Migrantenbeirat und die Beauftragte für Migration und Integration der Landeshauptstadt Potsdam engagiert und intensiv für die Interessen nichtdeutscher PotsdamerInnen ein. Einen Beitrag »von unten« leisten auch viele Initiativen. Cafés für Schwule und Lesben, Zentren alternativer Jugendkultur oder aktive antifaschistische Gruppen sind Ausdruck bürgerlichen Engagements.

Trotz dieser positiven Bilanz dokumentiert die Opferperspektive in Potsdam im Vergleich zu den anderen Brandenburger Landkreisen und kreisfreien Städten seit Jahren eine hohe Anzahl rechter Gewalttaten. Für das Jahr 2008 wurden 17 rechte und rassistische Angriffe in Potsdam erfasst, bei denen 44 Menschen verletzt wurden. Sechs dieser Angriffe waren rassistisch motiviert. Je einer erfolgte aus antisemitischen und homophoben Gründen. Zwei Angriffe richteten sich gegen nicht-rechte Jugendliche und sieben gegen linkspolitisch aktive Menschen.

Die in den Interviews aufgezeigte Perspektive auf den Alltag in Potsdam erschreckt. Viele PotsdamerInnen müssen täglich mit Anfeindungen und offenen rassistischen Beleidigungen leben – ob im Hörsaal, am Hauptbahnhof, im Lebensmittelladen oder an der Haltestelle. Rund 5,5 Prozent der Potsdamer Wohnbevölkerung sind Menschen ohne deutschen Pass und mit sehr unterschiedlichem Aufenthaltsgrund. Es sind Flüchtlinge, jüdische Zuwanderer, EU-Staatsangehörige, Studierende und WissenschaftlerInnen, ehemalige

VertragsarbeiterInnen, Selbstständige und FacharbeiterInnen. Hinzu kommen eingebürgerte MigrantInnen wie SpätaussiedlerInnen aus Osteuropa und hier geborene Zuwandererkinder.

Viele engagierte Potsdamer Initiativen drängen immer wieder darauf, Ausgrenzung und Diskriminierung zu bekämpfen. Es war nicht zuletzt ihr Verdienst, dass bereits 2002 die Stadtverordneten den Lokalen Aktionsplan für Toleranz und Demokratie gegen Gewalt, Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit für die Landeshauptstadt Potsdam verabschiedeten, ins Leben gerufen aufgrund steigender rechter Gewalt und einer zunehmenden Präsenz der rechten Szene im Stadtbild. Im Beirat zur Umsetzung des Aktionsplans koordinieren zivilgesellschaftliche Initiativen, aktive Einzelpersonen, StadtpolitikerInnen und Verwaltungsangestellte wie MitarbeiterInnen des Jugendamtes und des Schutzbereichs der Polizei Aktivitäten gegen rechte Strukturen. Sie werden unter dem Slogan »Potsdam bekennt Farbe« öffentlichkeitswirksam zusammengeführt. Dabei wirkt die Umsetzung des Lokalen Aktionsplans nicht nur nach Außen. Die Mitarbeit im Beirat sensibilisiert auch seine Mitglieder für wenig beachtete Themen. In seinem Gründungsdokument spricht er sich für das Zurückdrängen von Alltagsrassismus und die Verbesserung der Lebenssituation von Flüchtlingen und MigrantInnen mit einem ungesicherten Aufenthaltsstatus aus. Nicht nur Wohnungen für Flüchtlinge und die Abschaffung der Residenzpflicht werden gefordert, sondern auch Handlungs- und Weiterbildungskonzepte für die Angestellten der Stadt.

Die Stadt Potsdam ist dabei, die Verwaltung den Anforderungen einer Einwanderungsgesellschaft anzupassen und Bausteine für eine städtische Antidiskriminierungsarbeit zu entwickeln. Seit Juli 2007 gibt der von Bund, Ländern und der Bundesvereinigung der kommunalen Spitzenverbänden entwickelte Nationale Integrationsplan die Rich-

Menschen werden in aller Öffentlichkeit beleidigt, bedroht, ermordet. Sie werden Opfer, weil ihre Haut nicht weiß ist, sie anders leben oder denken. Das darf nicht zugelassen werden. Dabei sollen die folgenden zehn Punkte für Zivilcourage helfen.

1. Sei vorbereitet

Überlege, was du fühlen würdest und tun kannst, wenn ein Mensch belästigt, bedroht oder angegriffen wird.

2. Handle sofort

Reagiere, warte nicht, dass ein anderer hilft.

3. Erzeuge Aufmerksamkeit

Sprich andere Passanten persönlich an, ziehe sie in die Verantwortung.

4. Zeige Solidarität

Halte zum Opfer, nimm Blickkontakt auf, sprich bedrohte Menschen direkt an, um die Angst zu mindern.

5. Sei selbstbewusst

Das überzeugt deine Mitmenschen und verunsichert die Täter.

6. Wende keine Gewalt an

Spielerische Helden, setze keine Waffen ein, fass den Täter nie an, er kann schnell aggressiv werden, lass dich nicht provozieren, bleibe ruhig.

7. Provoziere nicht

Kritisiere das Verhalten des Täters und nicht seine Person.

8. Sei aufmerksam

Merke dir Gesicht, Kleidung, besondere Merkmale des Täters, gegebenenfalls seinen Fluchtweg, erstatte Anzeige, melde dich als Zeuge.

9. Du kannst helfen

Rufe die Polizei, ziehe die Notbremse, alarmiere Fahrer von öffentlichen Verkehrsmitteln, sprich laut.

10. Mut haben! Mut zeigen! Mut machen!

tung für solche städtischen Bemühungen vor. Er enthält rund 400 Einzelmaßnahmen, die bessere Rahmenbedingungen für die Integration von Zuwanderern schaffen sollen. Zu den wichtigen Vorhaben gehört es, Integrationskurse zum Erwerb der deutschen Sprache auszubauen. Durch »Bildungspaten« sollen Kinder und Jugendliche gefördert werden. Allgemein will man für junge Zuwanderer die Ausbildungs- und Studienmöglichkeiten verbessern.

Bei der Umsetzung des Nationalen Integrationsplans sind die Kommunen gefragt. Hier leben Einheimische und Zuwanderer zusammen. Mit »steigendem Anteil der Potsdamer Bevölkerung mit Migrationshintergrund«, so der Potsdamer Oberbürgermeister Jann Jakobs, nimmt »auch die Verantwortung der Kommune mit Blick auf die Unterstützung eines erfolgreichen Integrationsprozesses« zu. »Die Fragen des Zusammenlebens, dessen ganz alltägliche, praktische Seite beschäftigt uns in den verschiedenen Strukturen auf der kommunalen Ebene. Auch wenn die wichtigsten politischen Rahmenbedingungen für die Integration auf Bundes- und Landesebene festgelegt werden, der tatsächliche Integrationsprozess findet in den Städten statt.«¹

Nach einjähriger Vorarbeit verabschiedete die Potsdamer Stadtverordnetenversammlung am 2. Juli 2008 das Integrationskonzept der Landeshauptstadt Potsdam.² Das Programm schreibt acht Handlungsfelder fest. Im Einzelnen sind dies: 1. Wohnen und Unterbringung; 2. Sprachliche Integration, vorschulische und schulische Integration; 3. Berufliche Bildung und Arbeitsmarktintegration; 4. Beratung und Unterstützung; 5. Integration durch Sport; 6. Interkulturelle Ausrichtung der Stadtverwaltung und der kommunalen Politik; 7. Interkulturelle Zusammenarbeit und interreligiöser Dialog; 8. Zivilgesellschaftliches Engagement und Selbstorganisation der MigrantInnen.

Auf einem ersten Evaluationsworkshop im Juni 2009 diskutierten VertreterInnen des Potsdamer Migrantenbeirates, der Stadtverordnetenversammlung, der Stadtverwaltung, einiger Schulen, der Wohnungswirtschaft und zahlreicher migrationsrelevanter Bildungsträger, Beratungsstellen und Vereine die bisherigen Ergebnisse und entwickelten weitere Vorhaben. Der Schwerpunkt wurde auf die frühkindliche (Sprach-)Förderung gelegt. Bereits in den Potsdamer Kitas soll das aktive Deutschlernen von Migrantenkindern gefördert werden. Um dabei die interkulturelle Kompetenz der Migrantenkinder zu nutzen, sollen ErzieherInnen und LehrerInnen weitergebildet werden. Der Erwerb der Sprache ist wesentlich für ein Ankommen in der Gesellschaft, wird damit doch die Tür zum Bildungssystem und zum Arbeitsmarkt geöffnet. Ein weiterer wichtiger Punkt im Integrationsplan ist die »Interkulturelle Ausrichtung der Stadtverwaltung und der Kommunalpolitik«. Notwendig sind mehrsprachige Verwaltungsangebote und Weiterbildungsmodule, die im interkulturellen Umgang schulen und helfen, Rassismus in den Köpfen abzubauen.

Um Fortschritte messen zu können und bundesweit vergleichbare Zahlen zu erhalten, will man sich an dem Integrationsmonitoring der Kommunalen Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsmanagement beteiligen. Mittelfristig soll damit Integration quantifizierbar gemacht werden. Veränderungen sollen dokumentiert und die Wirkung einzelner Maßnahmen auf dieser Grundlage weiter verfolgt werden. Erfasst werden Kriterien wie der Schulbesuch und -erfolg von Menschen mit Migrationshintergrund in den unterschiedlichen Schulformen oder der Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund unter den kommunalen Beschäftigten.

Damit das Potsdamer Integrationskonzept mit Leben gefüllt wird, sind die Mitarbeit und das

¹ Stadt Potsdam, Pressemitteilung Nr. 329 v. 18.6.2009

² http://www.potsdam.de/cms/dokumente/10044706_628773/299856fb/Integrationskonzept.pdf (20.6.2009)

Engagement von Vereinen, Verbänden und Initiativen unentbehrlich. Für die Umsetzung sind alle Potsdamer BürgerInnen gefragt – ob Alteingesessene oder Neuankömmlinge. Ein demokratisches Miteinander kann nur entstehen, wenn es gemeinsam organisiert wird und gegenseitige Vorurteile abgebaut werden.

Wenn wir uns die Interviews und die dort aufgezeigte Perspektive auf den Alltag in Potsdam vor Augen führen, wird deutlich, dass es zu einem wirklich weltoffenen Potsdam noch ein weiter Weg ist. Das Sichtbarmachen der anderen Seite des Potsdamer Alltags kann vielleicht die Verantwortlichen daran erinnern, dass Handlungsbedarf besteht. Im Adressteil sind Einrichtungen zu finden, an die Sie sich wenden können, wenn Sie in Ihrem Umfeld selbst aktiv werden wollen.

Wir haben unsere InterviewpartnerInnen gefragt, wie PotsdamerInnen reagieren, wenn sie Zeuginnen offen rassistischer Bemerkungen werden. Die Reaktionen sind sehr unterschiedlich. Immer wieder wird aufgestanden und eingegriffen. Viele schauen aber auch weg und wollen nicht sehen, was vor ihren Augen passiert.

Doch wer schweigt, stimmt zu. Während die Betroffenen sich allein gelassen fühlen, sehen sich diejenigen, die ausgrenzen und abwerten, bestätigt. Deshalb sind wir alle gefragt – im Kleinen und Alltäglichen. Denn das selbstbewusste Eintreten für einen solidarischen Alltag ist nicht nur Aufgabe der Politik, sondern muss von allen PotsdamerInnen gelebt werden.



ADRESSEN VON KONTAKT- UND BERATUNGSSTELLEN

22

Antidiskriminierung

Antidiskriminierungsstelle Brandenburg

Büro der Integrationsbeauftragten des Landes
Brandenburg
Frau Anke Zwink
Heinrich-Mann-Allee 103
14478 Potsdam
Telefon: 0331 8665954
Telefax: 0331 8665909
kontakt@antidiskriminierung-brandenburg.de
www.antidiskriminierung-brandenburg.de

Antidiskriminierungsnetzwerk Berlin

Türkischer Bund Berlin-Brandenburg (TBB)
Tempelhofer Ufer 21
10963 Berlin
Telefon: 030 61305328
adnb@tbb-berlin.de
www.adnb.de

Bund gegen ethnische Diskriminierung in der Bundesrepublik Deutschland e.V.

Zukünftig: Bund für Antidiskriminierungs- und
Bildungsarbeit in der BRD e.V.
Pohlstraße 60/62
10785 Berlin
Telefon: 030 2168884
bdb@bdb-germnay.de
www.bdb-germany.de

Bildungsteam Berlin-Brandenburg e.V.

Politische Bildung und Konfliktbearbeitung für
Jugendliche, Erwachsene und MultiplikatorInnen
Cuvrystraße 20
10997 Berlin
Telefon: 030 61076544
Telefax: 030 61076545
buero@bildungsteam.de
www.bildungsteam.de

Opferperspektive e.V.

Aufsuchende Beratung für Betroffene von ras-
sistischer Diskriminierung im Land Brandenburg
Frau Nadja Hitzel-Abdelhamid
Rudolf-Breitscheid-Straße 164
14482 Potsdam
Telefon: 0331 8170000
Telefax: 0331 8170001
info@opferperspektive.de
www.opferperspektive.de

Eine Liste mit wichtigen Adressen und aktuellen
Beratungsangeboten in Potsdam ist zu finden
unter: www.potsdam.de -> Potsdam Entdecken
-> Leben in Potsdam -> Chancengleichheit ->
Migration & Integration -> Kontakt -> Lesen.

Migrantenorganisationen

Migrantenbeirat der Landeshauptstadt Potsdam

Friedrich-Ebert-Straße 79-81
14469 Potsdam
Telefon: 0331 2893346
Telefax: 0331 289843346
migrantenbeirat@rathaus.potsdam.de

Beauftragte für Migration und Integration der Landeshauptstadt Potsdam

Frau Magdolna Grasnack
Friedrich-Ebert-Straße 79-81
14469 Potsdam
Telefon: 0331 2891083
Telefax: 0331 2891082
magdolna.grasnack@rathaus.potsdam.de

Opferberatung

Opferperspektive e.V.

Beratungsstelle für Opfer rechter Gewalt
Rudolf-Breitscheid-Straße 164
14482 Potsdam
Telefon: 0331 8170000
Telefax: 0331 8170001
info@opferperspektive.de
www.opferperspektive.de

Opferberatung Potsdam

Beratung und Hilfe für Opfer und Zeugen von Straftaten
Frau Rosemarie Priet
Jägerstraße 36
14467 Potsdam
Telefon: 0331 2802725
Telefax: 0331 6200750
potsdam@opferhilfe-brandenburg.de
www.opferhilfe-brandenburg.de

23

Migrations- und Flüchtlingsberatung

Migrationsfachdienst des Diakonischen Werks Potsdam

Schloßstraße 1
14467 Potsdam
Telefon: 0331 2008381
Telefax: 0331 2008382
www.diakonie-potsdam.de

Flüchtlingsrat Brandenburg

Rudolf-Breitscheid-Straße 164
14482 Potsdam
Telefon/-fax: 0331 716499
info@fluechtlingsrat-brandenburg.de
www.fluechtlingsrat-brandenburg.de

Ausländerseelsorgerin des Evangelischen Kirchenkreises Potsdam

Frau Monique Tinney
Schulstraße 8c
14482 Potsdam
Telefon: 0331 7046240
Telefax: 0331 7046275
auslaenderseelsorge@evkirchepotsdam.de

Rechtsextremismus

Lokaler Aktionsplan gegen Gewalt, Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit

Stadtverwaltung Potsdam
Geschäftsstelle Sicherheitskonferenz
Friedrich-Ebert-Straße 79-81
14469 Potsdam
Telefon: 0331 2893422
Telefax: 0331 2893430
siko@Rathaus.Potsdam.de

Mobiles Beratungsteam Potsdam

Brandenburgisches Institut für Gemeinwesenberatung
Stephensonstraße 23
14482 Potsdam
Telefon: 0331 5058883
Telefax: 0331 5058884
mbt-potsdam@big-demos.de

RAA Brandenburg

Regionale Arbeitsstellen für Ausländerfragen, Jugendarbeit und Schule, Brandenburg
Frau Birgit Funke
Benzstraße 11/12
14482 Potsdam
Telefon: 0331 747800
Telefax: 0331 7478020
info@raa-brandenburg.de
www.raa-brandenburg.de

Sie werden diskriminiert? Wir kommen zu Ihnen!

24

Die Opferperspektive betreut seit 1998 im Land Brandenburg Betroffene von rechter und rassistischer Gewalt. Jetzt bietet der Verein zusätzlich eine mobile Beratung für alle Menschen an, die wegen ihrer ethnischen Herkunft, ihrer Hautfarbe, ihrer Sprache, ihrer Religion oder Weltanschauung diskriminiert werden – aber auch für ZeugInnen, die einen Diskriminierungsfall beobachtet haben.

Hatten Sie in Ihrem Alltag die Erfahrung – beim Einkauf, bei der Suche nach einer Wohnung, beim Abschluss einer Versicherung, bei der Arbeitsuche, in Ihrer Freizeit – aufgrund Ihrer Herkunft, Hautfarbe oder Sprache ungleich behandelt worden zu sein? Diskriminierung findet teils offen und direkt, teils aber auch subtil – etwa durch einen rassistischen Witz – statt. Wir bieten Ihnen in diesen Fällen Beratung an. Wenn Sie Interesse haben, nehmen Sie Kontakt mit uns auf.

Setzen Sie sich gegen Diskriminierung zur Wehr. Gleichbehandlung ist Ihr Recht! Wenden Sie sich an uns. Wir kommen zu Ihnen. Wir unternehmen nichts gegen Ihren Willen. Die Beratung ist unabhängig von staatlichen Behörden. Ohne Ihr Einverständnis werden keine Informationen weitergegeben. Unser Angebot ist aufsuchend, vertraulich und kostenlos.

Ihre Ansprechpartnerin ist Nadja Hitzel-Abdelhamid.

Opferperspektive

Aufsuchende Beratung für Betroffene von rassistischer Diskriminierung im Land Brandenburg
Nadja Hitzel-Abdelhamid
Rudolf-Breitscheid-Straße 164
14482 Potsdam
0151 59100083
n.abdelhamid@opferperspektive.de

Was wir für Sie tun können:

- Wir stehen auf Ihrer Seite und unterstützen Sie, sich gegen Diskriminierung zu wehren. Wir klären mit Ihnen ihre Situation und zeigen auf, was Sie gegen Demütigungen und Zurücksetzungen tun können, wie Sie aktiv werden und Ihre Rechte wahrnehmen können.

- Auf Ihren Wunsch vermitteln wir ein Gespräch zwischen Ihnen und der Gegenseite in Anwesenheit eines Vermittlers oder nehmen Kontakt zu verantwortlichen Dritten auf.

- Wir helfen Ihnen, Strategien gegen Diskriminierung zu entwickeln. Wollen sie sich mit anderen Betroffenen zusammentun, unterstützen wir Sie.

- Setzen Sie sich im Fall einer Diskriminierung mit uns in Verbindung, damit wir dokumentieren können, was Ihnen geschehen ist. Ihre Informationen behandeln wir vertraulich und anonym. Nur wenn das Ausmaß von Diskriminierung bekannt wird, kann sich etwas ändern.

Opferperspektive e.V.
Rudolf-Breitscheid-Straße 164
14482 Potsdam
Telefon: +49 331 8170000
Telefax: +49 331 8170001
Email: info@opferperspektive.de
Internet: www.opferperspektive.de